

Partei. Dagegen ist auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft kein Kraut gewachsen. Das Proletariat als unentbehrliche Grundlage dieser Gesellschaft kann auch heute schon dem Kapital gewisse Zugeständnisse abtrotzen, aber gegen die Auffaugung des kleinen Besitzes durch den großen ist innerhalb des Kapitalismus nichts zu machen. Da bleibt nichts übrig, als die Vogel Strauß-Politik des Freisinn oder die Kapriolen-Politik des Antisemitismus. Es liegt aber auf der Hand, daß und weshalb die bankrotten Bauern und Handwerker zunächst an dieser größeren Gefallen finden, als an jener. Ebenso wie es auf der Hand liegt, daß es dabei keineswegs sein Verwenden haben wird. Der Antisemitismus hat dieser Tage ja auch ein „Extrablatt der Freude“ gefunden: das ihm, der Himmel weiß, von welchem Spaßvogel aufgebundene Märchen eines großen, von den sozialdemokratischen „Führern“ einberufenen Kriegsraths, worin über Abwehrmaßregeln gegen den Antisemitismus berathen worden sein sollte. Die Herren Böckel und Förster, Uhlwardt und Bachler und wie die erlauchten Patrioten sonst heißen mögen, sollten sich doch nicht so unterschätzen. Ihre ausgezeichnete Fähigkeit, den Bauern und Handwerker die letzten bürgerlichen Mühen auszutreiben, wird von den sozialdemokratischen Führern zu gut gewürdigt, als daß diese ihrer revolutionirenden Thätigkeit wider Willen einen Stein in den Weg werfen möchten.

Dem Verdienste gebührt immer seine Krone. Und wenn die feindlichen Brüder Freisinn und Antisemitismus, die entgegengesetzten Pole derselben Beschränktheit, die marktstreuerischen Nebenbuhler um die Gunst des Kleinbesitzes, gleichermaßen in der Frage des Bierboikotts an der Strippe des Großkapitals tanzen und dabei funkelnegeleue Extrablätter verbreiten, worin sie die endliche Bezwingung der Sozialdemokratie verkünden, so wüßten wir nicht, wann sich die bürgerliche Gesellschaft in diesem Jahre schon einen gleich putzigen Nummenschanz geleistet hätte.

## Mann und Weib.

Von Dr. Hype B. Adams-Walkher.

Unter den Problemen, welche den Sozialisten, der sich nicht nur mit der gegenwärtigen, sondern auch mit der Gestaltung einer zukünftigen Gesellschaft beschäftigt, am lebhaftesten interessieren müssen, steht die Frage nach den geistigen und physischen Unterschieden zwischen Mann und Frau obenan.

Natürlich ist hier nicht von den selbstverständlichen Geschlechtsunterschieden die Rede, sondern von den Abweichungen der beiden Geschlechter von einander in Punkten, welche mit der spezifischen Thätigkeit der Fortpflanzung entweder gar nichts zu thun haben oder dieselbe nur indirekt berühren oder aber sie geradezu schädlich beeinflussen.

Inwiefern bestehen solche sogenannte sekundäre Geschlechtsunterschiede und, wo sie bestehen, inwiefern sind sie bei der Frau die Reaktion auf wechselnde, äußere Bedingungen oder auf die unabänderlichen Funktionen der Mutterchaft?

Das sind Fragen, deren Beantwortung unser Gemeinwesen aufs Tiefste beeinflussen muß, handelt es sich doch um die Schicksalsbestimmung der Hälfte des Menschengeschlechts, von deren Leistungsfähigkeit in Bezug auf Art und Menge die Lebensführung der anderen Hälfte zugleich mit abhängt.

Seltenerweise haben diese Fragen bis jetzt so gut wie gar keine objektiv wissenschaftliche Behandlung erfahren. Zum größten Theil sind sie mehr oder

auch minder wohlmeinenden Laien in die Hände gefallen, während die einzelnen Vertreter der exakten Wissenschaften, welche ihnen einige Aufmerksamkeit gewidmet haben, sich leider durch eine wenig wissenschaftlich zu nennende Subjektivität der Auffassung auszeichnet haben.

In Folge dessen fehlt auch die Grundlage zu ihrer Erledigung, ein einigermaßen befriedigendes statistisches Untersuchungsmaterial sowohl in geographischer als geschichtlicher Beziehung bis heute beinahe vollständig. Die erste Aufgabe eines Forschers auf diesem Feld müßte sich auf das Sammeln, Sichten und Ordnen der spärlichen Belege beschränken, ohne daß er sich als Lohn für seine Bemühungen gestatten dürfte, anders als mit der äußersten Reserve allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen. Immerhin könnten die Ergebnisse dieser Belege auf Gesetze hinweisen, zu deren deutlicheren Erkenntniß sie den Weg zeigen und ebnen.

Diese Aufgabe hat sich ein auch sonst rühmlich bekannter englischer Schriftsteller, Havelock Ellis, gestellt und mit schätzenswerther Objektivität und nüchternem Urtheil in seinem kürzlich erschienenen Werk: „Mann und Weib“\* zu erfüllen gewußt.

Seine Untersuchung geht zunächst darauf hinaus, alle bekannten sekundären Geschlechtsmerkmale des Körpers und des Geistes festzustellen, durch welche sich das Weib vom Manne unterscheidet. Im Anschluß hieran nimmt er vielfach Veranlassung, auch die Bedingungen zu besprechen, unter welchen diese Merkmale entstanden sind, sowie die mutmaßliche Einwirkung, welche veränderte Bedingungen ausüben würden, anzudeuten. Seit zwölf Jahren mit dem Gegenstand beschäftigt, hat Ellis mit bewunderungswürdigem Fleiß die meist sehr zerstreuten Angaben, welche sich darauf beziehen und in den verschiedensten Werken, Zeitschriften, Verhandlungen gelehrter Gesellschaften aller Länder gesucht werden mußten, zusammengetragen und durch persönliche Nachforschungen und Anfragen ergänzt.

Wie gesagt, die Ausbeute ist gering. Nicht einmal auf dem Gebiet der groben Anatomie hat die sexuelle Statistik eine genügende Basis geschaffen, während die feinere Nervenphysiologie mißsammt allen Lebensäußerungen, welche die Sammelbegriffe: Charakter, Gemüth, Geist, ausmachen, kaum die ersten Anfänge einer Untersuchung im Sinne der geschlechtlichen Differenzirung anweist. Zwar haben sich schon Viele mit einzelnen Problemen abgegeben, aber zum Theil war die Zahl der Versuchspersonen zu klein oder zu ungleichmäßig oder zu wenig typisch, zum Theil waren die Beobachter zu sehr durch vorgefaßte Erwartungen beeinflusst.

Trotzdem wird Niemand das Ellis'sche Buch ohne Interesse lesen und ohne Belehrung aus der Hand legen können. Erstens findet man darin das bis jetzt thatsächlich Erforschte zum ersten Mal in übersichtlicher Weise zusammengestellt und kritisch beleuchtet, nebst Quellenangaben, welche es ermöglichen, über den Werth des Materials selbständig zu urtheilen. Zweitens sind die Resultate, so dürftig sie im Allgemeinen ausfallen mußten, in einigen wichtigen Punkten geeignet, manche landläufige Annahmen bedenklich zu erschüttern. Und drittens, wo die Mittheilungen auf Endgiltigkeit keinerlei Anspruch erheben, hat es Ellis doch verstanden, aus Wenigem Anregung zu gewinnen.

Welche sind nun die sekundären Geschlechtsunterschiede?

Der am meisten für alle Welt offenkundige ist wohl der Größenunterschied. Die Frau ist kürzer und schmaler, sie hat ein kleineres Knochengeriße, eine

\* „Man and Woman.“ London, Walter Scott. 1894.

geringere Muskelmasse, und dementsprechend auch ein geringeres Körpergewicht und geringere Körperkraft als der Mann.

Dieses Verhältnis findet sich mit einer solchen Regelmäßigkeit bei allen zivilisirten und bei so vielen unzivilisirten Völkern wieder, daß man darin ein allgemeines Gesetz erblicken zu dürfen glaubte. Doch giebt es auch Ausnahmen, und die Ausnahme beweist die Regel bekanntlich nicht, sondern stellt sie vielmehr auf die Probe.

Die Ausnahmen sind sogar durchaus nicht so spärlich gesät. Es giebt Stämme, bei welchen die Frau dem Manne an Größe und Muskelkraft nicht nur nichts nachgiebt, sondern sogar überlegen ist; bei den meisten Völkern auf der Stufe der Wildheit fallen die Arbeiten, welche ausdauernde körperliche Anstrengung verlangen, der Frau zu, ja auch durch die Periode der Barbarei und Zivilisation hindurch haben sich Beispiele dieses auf niedriger Stufe allgemein geltenden Zustandes bis auf den heutigen Tag in Europa erhalten.

Von den Andombis am Kongostrom erzählt Johnson, daß die Frauen als Lastträger und bei anderen Verrichtungen schwer arbeiten; trotzdem führen sie eine vollständig glückliche Existenz; sie sind oft kräftiger und schöner entwickelt als die Männer, manche unter ihnen haben geradezu prachtvolle Figuren. Parke nennt die Manhuema aus derselben Gegend „Fine animals“ (gut entwickelte Thiere), und findet die Frauen sehr stattlich; „sie tragen ebenso große Lasten, wie die Männer, und mit derselben Leichtigkeit.“ Ein nordamerikanischer Indianerhäuptling sagte zu Hearne: „Weiber sind für die Arbeit geschaffen; ein Weib kann so viel tragen oder schleppen, als zwei Männer.“ Schellong, welcher eine sorgfältige Studie über die Papuas von Neu-Guinea in der Zeitschrift für Ethnologie 1891 veröffentlichte, ist der Ansicht, daß die Frauen kräftiger gebaut sind als die Männer. Im Innern von Australien werden die Frauen manchmal von den Männern aus Eiferfucht geschlagen, doch kommt es gar nicht selten vor, daß der Mann bei solchen Gelegenheiten von der Frau die leichtere Tracht Prügel erhält. In Kuba kämpften die Frauen Schulter an Schulter neben den Männern. Bei einigen indischen Stämmen, sowie bei den Pueblos von Nordamerika und den Patagoniern von Südamerika, sind die Frauen ebenso groß wie die Männer. Selbst unter den Arabern und Drusen ist der Unterschied in Größe gering, und sogar unter den Russen sind sich die Geschlechter ähnlicher als bei Westeuropäern der Fall ist.

In jedem Welttheil sind demnach Beispiele von gleicher oder annähernd gleicher körperlicher Entwicklung vorhanden.

In Bezug auf Arbeitsfähigkeit berichten uns die Reisenden Nethliches. „Unter den Similkameen-Indianern von Britisch-Columbia waren die Frauen früher beinahe ebenso gute Jäger wie die Männer, doch hat Schon vor der Verspottung der weißen Ansiedler sie veranlaßt, das Jagen aufzugeben.“ Es ist interessant, unter diesen wilden Stämmen einen Faktor wirken zu sehen, welcher an der Entartung der Frau in zivilisirten Ländern eine so schwere Schuld trägt. Unter den Yaghan des Feuerlandes ist das Fischen den Frauen gänzlich überlassen, und unter den Tasmaniern, der niedrigsten aller bekannten Rassen, sind es ausschließlich die Frauen, welche nach Fischen tauchen und sich durch die merkwürdige Leistung auszeichnen, die hohen glatten Gummibäume zum Opoffsumfang zu erklettern. Im Innern von Ostafrika verrichten die Frauen folgende Arbeiten: sie hacken die Felder, säen, ernten, bauen die Häuser, mahlen das Korn, brauen das Bier, kochen und waschen. Die Männer versorgen das Vieh, jagen, führen Krieg, schneiden und sitzen im Rath. „Ein Mann jagt, ficht, kämpft und sitzt herum“, sagte ein australischer Kurnai, „das Uebrige ist Frauen-

arbeit.“ „Das Uebrige“ ist offenbar nicht zu kurz bemessen, und gestattet vor Allem die Ruhepausen nicht, in welchen sich die Männer durch „Herumstehen“ erholen. Von den australischen Frauen erzählen Fison und Howitt: „In Friedenszeiten unterziehen sie sich den schwersten Arbeiten und sind die nützlichsten Mitglieder der Gesellschaft. In Kriegszeiten sind sie durchaus im Stande, für sich selbst zu sorgen und, weit davon entfernt, den Kriegern zur Last zu fallen, kämpfen sie, wenn es Noth thut, ebenso tapfer wie die Männer und mit noch größerer Wuth. Wer nur mit den Sitten zivilisirter Frauen vertraut ist“, bemerkt Herr Fison, „wird sich kaum vorstellen können, wessen wilde Frauen fähig sind, selbst in den Zeiten ihrer größten Schwäche. Zum Beispiel ein australischer Stamm wird es schwerlich der Mühe werth halten, wegen einer solchen Kleinigkeit wie einer Geburt, einen Marsch zu unterbrechen. Das neugeborene Kind wird in Felle eingewickelt, der Zug setzt sich wieder in Bewegung und die Mutter läuft nebenher. Bekanntlich ist es bei vielen Stämmen üblich, daß der Vater nach der Geburt ins Bett gebracht wird, während die Mutter ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgeht, als ob nichts geschehen wäre.“

Diese Mittheilungen ergeben also, daß Größe und Kraft unter Umständen gleichmäßig, unter Umständen in sehr verschiedenem Maße Mann und Frau zugetheilt sind. Das jetzt herrschende Verhältniß ist demnach kein im Geschlecht begründetes, sondern muß durch anderweitige Bedingungen veranlaßt sein. Welches sind diese Bedingungen?

Ein von Ellis zitirter, bekannter amerikanischer Anthropolog, Horatio Hale, giebt uns die Antwort an die Hand:

„Es ist“, sagt er, „lediglich eine Frage des materiellen Wohlstandes, in letzter Instanz des reichlichen oder spärlichen Vorhandenseins von Nahrungsmitteln.“ Diese Behauptung illustriert er an dem Beispiel eines Stammes, welcher weit zerstreut, theils subarktische, theils sonnige und fruchtbare Länderstriche bewohnt. Bei der ersten Abtheilung dieses selben Stammes ist die Frau eine „Sklavin“, bei der zweiten eine „Königin“.

Die Bedeutung einer einzigen solchen Beobachtung ist schwer zu überschätzen, denn sie liefert uns nicht nur den Schlüssel zur Inferiorität der heutigen Frau, sondern eröffnet auch trostreiche Ausblicke für die Zukunft.

Es ist eine alte Erfahrung, daß dem, der hat, gegeben und von dem, der nicht hat, das, was er hatte, genommen wird. Wo der Mangel sich geltend macht, werden diejenigen, die von der Natur, wenigstens zeitweise, am stärksten belastet sind, am stärksten davon betroffen. Hält der Mangel an, so wird die Beeinträchtigung des erst nur vorübergehend schwächeren Theiles auch eine anhaltende; der Körper, welcher, so lange er wohlgenährt und kräftig war, den Ansprüchen der Fortpflanzung ohne Schaden genügen konnte, büßt jetzt seine Leistungsfähigkeit durch Unternährung ein; Geburt und Säugung werden nun als Anstrengung empfunden und der *circulus vitiosus* ist geschlossen, welcher die Frau, als die dem Manne gegenüber physisch dauernd schwächer gewordene, noch mehr als den Reichen gegenüber nur wirthschaftlich schwächeren Mann, bei fortschreitender Entwicklung immer fester umgiebt.

So ist der Frau im Laufe der Jahrtausende unter allen Unterdrückten die tiefste Stelle zugewiesen worden, und zwar ist es gerade ihr höchstes Verdienst, gerade die von ihr allein ausführbare Leistung, welcher die Gesellschaft die eigene Erhaltung verdankt, die ihre Erniedrigung herbeigeführt hat.

Die Folgen einer fortgesetzten Unterernährung, im Verein mit der Nothwendigkeit, funktionellen Ansprüchen zu genügen, deren Einwirkung auf einen

geschwächten und widerstandslosen Körper nur noch mit dem Ausdruck „saigner à blanc“ zu beschreiben ist, haben das Wachstum der Frau nicht nur beschränkt, sondern ihm einen von dem des Mannes verschiedenen Typus beigebracht. Umfassende Untersuchungen in Amerika, England, Skandinavien, Deutschland und Italien haben Klarheit in diesen höchst wichtigen und interessanten Punkt gebracht. Das Mädchen entwickelt sich rascher als der Knabe, aber nur, um auf einem tieferen Niveau schließlich stehen zu bleiben. Zwischen dem elften und dem fünfzehnten Jahre ist das Mädchen größer und schwerer als der gleichalterige Knabe, aber während der Knabe bis über das zwanzigste Jahr hinaus fortwächst, schneidet das Wachstum bei dem Mädchen mit dem siebzehnten Jahre ab. Es ist nicht zu viel gewagt, diesen Abschluß mit der physiologischen Beeinträchtigung in Zusammenhang zu bringen, welche die Mädchen innerhalber dieser Jahre, und zwar gerade zur Zeit des intensivsten Wachstumsbestrebens, erleiden, ohne daß von Seiten der Ernährung eine auch nur annähernd genügende Entschädigung geboten würde. Im Gegentheil, Ueberlieferung und Mode schreiben dem Mädchen in diesen Jahren eine Lebensweise vor, welche bewirkt, daß sie, die jetzt mehr Nahrung als die Knaben benötigen, statt dessen weniger, meist bedeutend weniger, zu sich nehmen.

Diese Schlässe werden von Ellis nicht gezogen. Er sieht vielmehr in der unvollendeten Entwicklung der Frau eine zweckmäßige Anpassung an die Hauptbeschäftigung der Frau, den Umgang mit Kindern. Auf diese Anschauung, welche wie ein rother Faden durch seine ganze Darstellung der Geschlechtsunterschiede läuft, kommen wir später zurück.

Eine weitere Folge der künstlichen Beschränkung der Wachstumsperiode ist die Kürze der Beine im Verhältnis zum Rumpf, was durch die funktionsgemäße stärkere Entwicklung des Beckens und des Leibes noch besonders hervortritt und der Gestalt einer Frau die Form verleiht, welche Schopenhauer so wenig schmeichelhaft, aber leider naturgetreu geschildert hat.

Auch die Arme sind bei der Frau relativ kürzer als beim Manne.

Hand und Fuß weisen ebenfalls Geschlechtsunterschiede auf. Die weibliche Hand hat zwei Eigenthümlichkeiten, von denen die eine einer niedrigeren, die andere einer höheren Entwicklungsstufe angehört, als die durchschnittliche männliche Form. Es sind die Kürze des Daumens und die Länge des Zeigefingers im Verhältnis zum Ringfinger. Vielleicht erklärt sich letzteres, wie Prof. Pittner andeutet, aus dem größeren Gebrauch des Zeigefingers beim Gestikuliren. Der weibliche Fuß trägt deutliche Spuren der Verküppelung, welche sich in der Verkürzung, sowie im Zurückgehen der Gliederzahl der kleinen Zehe von drei auf zwei kennzeichnet. Ellis ist geneigt, im Letzteren eine Vervollkommnung im Sinne der Ausschaltung überflüssig gewordener Theile zu erblicken. Ich möchte eher einfach die Einwirkung von engem Schuhwerk vermuthen.

Auch der Schädel der Frau ist wie der ganze Körper auf einer jüngeren Entwicklungsstufe stehen geblieben. Doch gewinnen wir hier durch die vergleichende Ethnographie eine interessante Bestätigung der Eingangs besprochenen Annahme von der ursprünglichen Gleichheit der Geschlechter und späteren Degeneration der Frau. Es giebt bekanntlich zwei Haupttypen des Schädelbaues, die Langschädel oder Dolichocephalen, welche die primitivste Form, die Form der meisten farbigen Rassen und zugleich die Form der geringeren geistigen Entwicklung darstellt, und die Kurzschädel oder Brachycephalen, welche die spätere Form, die Form der meisten weißen Rassen und die Form der höheren geistigen Entwicklung darstellt.

Nun finden wir, daß unter unzivilisirten Völkern der weibliche Schädel einen kürzeren Bau aufweist als der männliche; unter zivilisirten Völkern dagegen, bei denen die Superiorität des Mannes deutlich ausgesprochen ist, das umgekehrte Verhältniß stattfindet.

Wir dürfen auch eine von zwei Forschern gemachte Beobachtung nicht übergehen, da dieselbe, falls sie durch größere Untersuchungsreihen Bestätigung findet, für die Zukunft der Frau und der Rasse wichtige Konsequenzen involviren würde. Es wird nämlich behauptet, daß die kurzschädelligen Frauen die größten Becken besäßen, in anderen Worten, daß die Frauen, deren Schädelbau die höchste Entwicklungsstufe erreicht hat, zugleich diejenigen sind, deren Becken die zum Gebären günstigste Form aufweist, und deren geschlechtliches Temperament, wie Ellis besonders hervorhebt, voraussichtlich am normalsten und kräftigsten entwickelt sein wird.

In der Gesichtsbildung steht die Frau durch die weiter vorstehenden Kieferu Affen und Wilden näher als der Mann, durch das relativ geringere Gewicht ihres Unterkiefers dagegen zeigt sie wiederum eine höhere Evolution.

Gehen wir von den Knochen zu den Muskeln über, so finden wir eine ebenso stark ausgesprochene Ueberlegenheit des Mannes und zwar sogar selbst in den Jahren, in welchen die Mädchen die Knaben an Länge und Gewicht überreffen. Beim Mann betragen die Muskeln 42 Prozent, bei der Frau nur 36 Prozent des Körpergewichts. Die Kraft der Hand, am Dynamometer gemessen, ist bei der Frau ein Drittel weniger als beim Mann; Knaben können ein Drittel mehr tragen als Mädchen, und während ein Mann ungefähr das Doppelte des eigenen Gewichts tragen kann, trägt die Frau nur die Hälfte des ihrigen. Das Anthropometrische Comité der British Association fand die Leistungen der Frauen zirka halb so groß als die der Männer. Galton berichtet Folgendes als das Ergebnis seiner Untersuchungen bei 1600 Frauen verschiedenen Alters: „Wollen wir“, sagt er, „aus zwei Gruppen von je hundert Männern und Frauen die hundert kräftigsten Individuen ohne Rücksicht auf das Geschlecht auslesen, so werden wir aus der männlichen Gruppe die sieben schwächsten entfernen und dafür die sieben stärksten aus der weiblichen Gruppe einschalten.“

Auch bei feineren Muskelarbeiten haben verschiedene Beobachter eine Minderbegabung der Frauen zu konstatiren geglaubt; insbesondere rühren Angaben her von Professor Vogt und einigen englischen Lehrern gemischter Klassen von Studenten und Studentinnen. Professor Vogt behauptet, Studentinnen seien ungeschickt mit den Händen, die Assistenten beklagen sich, daß eine Frau sich über jede Kleinigkeit Lustigheit hole und mehr Umstände mache als drei Männer; zerbrochene Gläser, beschädigte Instrumente, vergossene Reagentien ließen den Platz, wo eine Studentin gefessen hat, ohne Weiteres erkennen. — Die Engländer sprechen sich mißlich aus, aber ebenfalls zu Ungunsten der Frauen. Doch deuten sie auch die Quellen dieser Ungeschicklichkeit an, nämlich mangelnde Initiative, weniger entwickeltes Begriffsvermögen und größere nervöse Ermüdbarkeit.

Dieses stimmt auch mit den Mittheilungen von Sydney Webb über Frauen in einigen Industrien überein. Weberinnen sollen ihre Stühle niemals selbst richten und weibliche Graveure ihre Griffel nicht selbst schärfen können. Es ist mir nicht bekannt, ob ähnliche Erfahrungen auch in anderen Ländern gemacht werden, es ist aber eine wohl nicht zu bestreitende Thatsache, daß die Beschränkung des weiblichen Gesichtskreises und der durchschnittlich schlechtere Kräftezustand der Frau ihre Kenntnisse, Auffassung und Leistungsfähigkeit in jeder Richtung beeinträchtigen. Besonders in Bezug auf Studentinnen bin ich persönlich geneigt, die ihnen nach-

gesagte Ungeschicklichkeit auf eine gewisse Mangelhaftigkeit und mangelnde Selbständigkeit zurückzuführen. Diese Eigenschaften werden aber bei Mädchen durch die ganze Erziehungsweise geradezu gezüchtet.

Ähnliches hat man in England bei den weiblichen Telegraphistinnen beobachtet; sie kümmern sich wenig um die Technik ihres Berufes, und sind weniger unterrichtet in Bezug auf öffentliche Begebenheiten; da sie außerdem in Folge von geringer Unpäßlichkeit fehlen, kann man sie auf Hauptstationen mit regem Verkehr nicht so gut verwenden wie die Männer. — Der dritte Punkt erklärt uns die beiden ersten zur Genüge. Woher soll die schwächliche Telegraphistin die überflüssige Energie hernehmen, um sich neben ihrer Tagesarbeit elektrotechnisch auszubilden und die Zeitungen zu lesen?

Wir sehen, minderwertige Körperentwicklung, minderwertige Geistesentwicklung, und die daraus resultierende minderwertige Leistung.

Das sind keine durch die Geschlechtsfunktionen, wohl aber durch die ökonomischen Verhältnisse bedingten Zustände. (Schluß folgt.)

## Wie in Rumänien die Bojaren und Klöster die Wälder erworben haben.

Ein Beitrag zur Geschichte der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals.

Von Ivan Nadejde.

(Schluß.)

Der Landstreich wurde mit Geschicklichkeit vollzogen. Profitmacherei und Blünderung treiben und zugleich die Wohltäter der Gemeinschaft spielen, war das Problem, welches die Bojaren zu lösen verstanden. Aber je mehr man hat, desto mehr will man haben, und dieses Waldbrecht war den Bojaren nur als ein erster Schritt willkommen. Wie?! Sollten sie das Brennholz ohne Zehnten abgeben, wenn die Bauern damit Geld gewinnen konnten? Nur vom Nugholz sollten sie ein Zehntel bekommen? Für Kirchenbauten, für Regierungszwecke, für die Türken sollten sie das beste Bau- und Schiffsbaumholz ohne Zehnten holen lassen! Gewiß, alle diese Unannehmlichkeiten ärgerten die empfindliche und vaterlandsliebende Seele der moldauischen Bojaren gar sehr, aber sie verstanden, daß ein so altes Gewohnheitsrecht sich nicht durch einen einzigen Streich vernichten läßt. Allerdings war das neue Waldbrecht ein genügend fetter Dissen, um das Abwarten besserer Zeiten den Bojaren nicht zu schwer zu machen.

Wir haben noch einige Erklärungen über den Waldbesitz vor 1792 zu machen. Waren alle Wälder demselben Waldbrecht unterworfen? Das war nicht der Fall. Die Dokumente zeigen uns, daß die Wälder der Brantseca (Brancea), des Tigeşiu (Tigheciu) und wahrscheinlich auch jene des moldauischen Kampullung (Câmpullung) in dem Besitze der dortigen Bewohner waren und daß ohne die Erlaubnis der Bewohner Niemand von dort Holz nehmen konnte. Von den Bewohnern aber waren sie noch in derselben Art wie sonst im Land benützt worden. Man darf jedoch nicht vergessen, daß diese Distrikte drei fast unabhängige Republiken waren, deren Einwohner untereinander blutsverwandt waren und wirkliche Stämme bildeten; das Land eines jeden dieser Stämme können wir mit Fug und Recht als eine Mark betrachten.

Weiter. Die Wojewoden hatten meistens Klöstern und sehr selten auch einigen großen Bojaren Wälder geschenkt mit dem Privilegium, daß Niemand